

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 33/2 (2006)

DOI: 10.11588/fr.2006.2.49754

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Rüthing, qui fait état des contributions de ses élèves à ce travail impressionnant, retrace en introduction la biographie du frère Göbel. L'appareil scientifique qui accompagne cette »esquisse d'une longue vie« (Rüthing) met l'accent sur le caractère d'histoire sociale du milieu monastique westphalien, dont les travaux de Karl Hengst, publiés dans la même série de la commission historique, rendent compte depuis 1992. Les longs voyages du frère Göbel, qui se désigne lui-même comme »servus inutilis«, font qu'il dépasse de loin l'horizon d'expérience des frères qu'il est censé servir. Ses observations tiennent compte de *beyden siden* (des partis adverses) et se veulent d'une actualité brûlante. À l'actualité ressentie comme douloureuse se joint l'expérience de l'âge. Si l'on admet l'hypothèse que Göbel était né avant 1468, il aurait dépassé 75 ans sans pour autant cesser d'accomplir des missions à Brunswick, Hildesheim ou Zwolle. Son attention se porte à l'ensemble des *nye thidinge* (événements récents), y compris le discours théologique de ceux qu'il considère comme adversaires de l'Église.

De lecture difficile à cause des problèmes linguistiques qu'elle pose, la chronique du frère Göbel est un témoignage majeur pour la période de la Réforme qui ne devrait manquer dans aucune bibliothèque.

Jochen HOOCK, Paris

Manuel FERNÁNDEZ ÁLVAREZ, *Johanna die Wahnsinnige 1479–1555. Königin und Gefangene*. Aus dem Spanischen übersetzt von Matthias STROBEL, München (C. H. Beck) 2005, 228 S., ISBN 3-406-52913-5, EUR 19,90.

Der spanische Historiker Manuel Fernández Álvarez gilt als einer der besten Kenner Spaniens im 16. Jh. Schon die vorherigen Publikationen »Felipe II y su tiempo« (1998) und die beiden Bände zur Zeit Philipps II. in der Reihe »Historia de España« (2002) prägte der Stil, der auch sein neuestes Werk zur tragischen Figur Johannas der Wahnsinnigen kennzeichnet. Einfühlsam und anschaulich führt der Autor durch das Leben Johannas, wobei eine Fülle von Quellenzitaten von den akribischen Archivstudien des Autors zeugen und eine schöne Bebilderung das insgesamt gut lesbare Porträt abrundet. Die narrative Kompetenz des Autors ist unbestritten, seine Sachkenntnis gleichfalls. Erstaunlich ist hingegen die mangelnde Distanz zur Protagonistin seiner Studie. Allzusehr verfällt er in die Rolle des Verteidigers, ja des Bewunderers, was im Vorwort in der recht kitschigen Bemerkung, gerichtet an den Leser, gipfelt: »Und so hoffe ich, daß auch Sie sie [d. i. Johanna] in ihr Herz schließen werden« (S. 9).

Doch erst zum Inhalt: In 16 Kapiteln verfolgt der Autor den Werdegang der Tochter der Katholischen Könige bis zu ihrem bitteren Ende, wobei die ersten beiden Kapitel eine Einführung in das Zeitalter und den damaligen Hexenglauben bieten. Gerade dieser wird zu Beginn des Bandes derart zur »entscheidende[n] Frage« (S. 34) aufgebaut, daß man sich wundert, warum dieser Aspekt bei der Schlußbetrachtung nur noch am Rande erwähnt wird. Nach den beiden einleitenden Kapiteln folgen 14 chronologisch strukturierte Abschnitte. Als Tochter Isabellas von Kastilien und Ferdinands von Aragón 1479 geboren, ereilte sie 1496 im Alter von 16 Jahren das Schicksal vieler Prinzessinnen ihrer Zeit: Die Heiratspolitik der Katholischen Könige, die die Isolation Frankreichs zum Ziel hatte, brachte sie an den Hof in Brüssel, wo sie Philipp den Schönen ehelichte. Laut Fernández geriet Johanna dort in den Sog zweier Gefühle: erstens der depressiven Stimmung des herbstlichen Flandern und zweitens der krankhaften Eifersucht, die die zahllosen Affären Philipps in ihr auslösten. Erste Aggressionen brachen sich Bahn. 1497 bzw. 1500 starben Johannas Brüder Johann und Michael, 1504 ihre Mutter Isabella, so daß nun Ferdinand und Johannas Mann Philipp um den Thron wetteiferten. In diesem Machtkampf zwischen Vater und Ehemann, bei dem sich Philipp der Schöne zunächst durchsetzen konnte, sprach man

bereits offen vom Wahnsinn Johannas. Der plötzliche Fiebertod Philipps, den Johanna nicht wahrhaben wollte – sie ließ den Leichnam ihres Gemahls von Ort zu Ort schaffen, ohne ihn begraben zu lassen – verstärkte ihre psychische Krankheit, die man heute wohl als exogene Depression bezeichnen würde. Ferdinand und nach ihm Johannas eigener Sohn Karl stellten sie sodann in Tordesillas aus Gründen der Staatsräson unter Hausarrest. Zwischenzeitlich hätte nur der Aufstand der Comuneros 1520 Johanna auf den Thron befördern und ihre Gefangenschaft beenden können, doch sie selbst weigerte sich, entsprechende Befehle zur Legitimation der Aufständischen zu unterzeichnen.

Fernández hat eine Hommage an eine historische Persönlichkeit vorgelegt, die den wissenschaftlichen Rahmen sprengt. Seine Suggestivkraft ist ständig am Werke, zum Beispiel wenn er ein Gemälde beschreibt, das »wer weiß welches Geheimnis« (S. 53) berge, oder wenn er sich Spekulationen hingibt: »Johanna fühlt sich krank und muss das Bett hüten. Fieber? Alpträume wegen der Kaltherzigkeit ihres zukünftigen Ehemanns?« (S. 61). Er spart auch nicht mit romanesken Stimmungsbildern (»Schnell aber wurde ihr sehr weh ums Herz«, S. 79), die mitunter auch der Reiseliteratur Cees Nootebooms entstammen könnten. Um sich ein Bild von der Atmosphäre in Brüssel zu machen, reiste Fernández im Herbst dorthin: »Ein dichter Regen, der Himmel wolkenverhangen, kein Spalt, durch den man einen Blick auf das Blau des Himmels erhaschen könnte. Wie ich gestehen muss, bemächtigte sich meiner ein Gefühl von Traurigkeit« (S. 63). Auch diese Forschungsreise diene also dem Ziel, das der Autor geradezu beschwörend formuliert und das leitmotivisch für seine Intention stehen könnte: »Wir müssen aber auch Johanna verstehen« (S. 88). Doch irgendwann hat man als Leser genug davon und auch von der dauernden Ausdeutung von Emotionen zugunsten Johannas. Von einem so erfahrenen Historiker darf man mehr erwarten als eine lupenreine Apologie, die im übrigen in dem Kinofilm »Juana la Loca« von Vicente Aranda, der 2003 in Spanien lief, ihren cineastischen Ausdruck findet.

Immer sind die Zustände und Ereignisse um Johanna »bewegend« (S. 148) und »herzzerreißend« (S. 149, 171): »Eine Frau voll des Schmerzes, die unser Mitleid erregt« (S. 115). Und wo es eine solch unglückliche Heldin gibt, sind natürlich auch die klassischen Schurken nicht weit: Der Marquis von Denia, Johannas Bewacher, und seine Frau machten der Gefangenen das Leben auf Dauer zur Hölle (S. 192–194), und Johannas Stiefmutter Germaine de Foix geriet unter Verdacht, die grausame Behandlung veranlaßt zu haben (S. 170f.). Einziger Lichtblick über weite Strecken des Arrests war die Anwesenheit der Tochter Katharina. Daß Johanna ihre Tochter jahrelang in erbärmlichem Zustand mit in die Isolation und Verwahrlosung riß, aus der sie erst Karl V. befreite, ist dem Autor nur einen Halbsatz wert (S. 151). Statt dessen konstatiert er zum Schicksal Johannas: »Wieder einmal war eine Frau das Opfer« (S. 141) des Machtstrebens. Diese Logik überrascht. Schließlich käme niemand auf die Idee, das ähnlich traurige Schicksal des Don Carlos ein halbes Jh. später im Umkehrschluß seinem männlichen Geschlecht zuzuschreiben. Politisch korrekt ist nicht immer historisch fundiert.

Ein kleines Ärgernis, für das der Autor nicht verantwortlich zeichnet, ist die inkonsequente Übersetzung der Ortsnamen. Wenn der Übersetzer in der Reihe der niederländischen Städte »Gent, Brügge, Liège, Antwerpen, Brüssel« (S. 58) ausgerechnet den Namen Lüttichs französisiert und beim Inselpaar »Cerdeña und Sizilien« (S. 46) die spanische Schreibweise Sardinien vorzieht, erscheint dies genauso launenhaft wie die Übersetzung des Archivo General de Simancas in »Allgemeines Archiv von Simancas« (S. 110, 197).

Wer gerne historische Romane liest, in denen eine tragische Heldin zwar scheitert, aber das Herz des Lesers gewinnt, der wird auch an der hier besprochenen Biographie Gefallen finden. Wer aber eine wissenschaftliche Biographie erwartet, die sich durch kritische Distanz auszeichnet, wird enttäuscht davon sein, daß gerade ein so renommierter Historiker der Versuchung erliegt, der von ihm betrachteten Person mit allzuviel Sympathie zu begegnen. Überall dort, wo der Autor den Blick von Johanna weg auf die Zeitumstände

richtet, brilliert er durch äußerste Sachkenntnis und pointierte Analysen – so etwa im Kapitel zum Aufstand der Comuneros (S. 152–164). Doch überall dort, wo er seiner Sympathie gegenüber Johanna freien Lauf läßt, dominiert Mitleid. So läßt er wissen: »[...] eine Gefangenschaft rechnet sich nicht in Jahren, in der Gefangenschaft scheint jede Stunde endlos. Fünfunddreißig Jahre – elf Jahre hatte sie bereits zuvor ertragen müssen – bedeuten zwölftausendsechshundertfünfundsiebzig Tage, und rechnet man dies in Stunden um, kommt man auf etwa dreihundertsechzigtausend. Das ist, was tatsächlich zählt« (S. 177).

Johanna starb am Karfreitag des Jahres 1555, von geistigen und körperlichen Gebrechen zerrüttet, im Alter von 75 Jahren. Auf Anraten des seinerzeit bedeutendsten Theologen der Universität von Salamanca, Domingo de Soto, durfte sie zwar die Letzte Ölung empfangen; die heilige Kommunion allerdings wurde ihr auf Grund der Wahnvorstellungen, die an Ketzererei grenzten, verwehrt.

Markus REINBOLD, Mainz

Jochen A. FÜHNER, *Die Kirchen- und die antireformatorische Religionspolitik Kaiser Karls V. in den siebzehn Provinzen der Niederlande 1515–1555*, Leiden, Boston (Brill) 2004, 414 p. (Brill's Series in Church History, 23), ISBN 90-04-14083-2, EUR 136,00.

La politique religieuse que Charles Quint et les gouvernantes générales, Marguerite d'Autriche et surtout Marie de Hongrie, ont menée dans les Pays-Bas est au centre de cette étude à la fois ample et détaillée. L'auteur y présente une version remaniée de sa thèse de doctorat soutenue à l'Université de Heidelberg en 2002/03. Jochen Fühner distingue deux grands volets au sein de la politique religieuse caroline: d'un côté, la politique ecclésiastique, qui vise à étendre le contrôle du souverain sur les institutions ecclésiastiques, sur leur organisation, sur leur fonctionnement, et sur leurs revenus; de l'autre côté, la politique anti-réformatrice dont le principal objectif est de combattre le protestantisme sous ses diverses formes.

Après un rappel des réalités géographiques, politiques et religieuses des Pays-Bas au XVI<sup>e</sup> siècle, l'importance capitale que Charles Quint accorde à ces territoires aux confins de l'Empire est mise en évidence. La consolidation du pouvoir central aux mains des Habsbourg et la préservation du catholicisme sont les priorités absolues de l'empereur. Il cherche aussi à renforcer son emprise sur le clergé des Pays-Bas. La sécularisation de l'évêché d'Utrecht en 1527/28 et l'intégration de toutes ses dépendances aux Pays-Bas habsbourgeois donnent le ton: Charles Quint est le seul prince catholique de son temps qui ose adopter une politique aux accents si ouvertement césaropapistes.

En continuité avec la politique de ses prédécesseurs de la maison de Bourgogne, Charles Quint prive le clergé des Pays-Bas d'une partie de ses ressources. Il réussit en effet à accaparer quelques-uns des bénéfices ecclésiastiques les plus intéressants. Parce qu'il peut redistribuer ceux-ci à son bonne guise, les possibilités de se constituer une clientèle fidèle et soumise en sont accrues. L'empereur alourdit aussi les charges financières qui pèsent sur l'Église, en revoyant à la baisse les privilèges liés à l'exemption fiscale. Il obtient à plusieurs reprises la permission du pape de saisir le tout ou une partie des produits de la dîme. Enfin, les sources de revenus du clergé subissent d'importantes réductions: il lui est interdit de faire du commerce avec des biens immobiliers, et les ventes d'indulgences sont soumises à de nouvelles restrictions.

Si la politique ecclésiastique caroline est un succès sur toute la ligne, il n'en est pas de même pour la répression du protestantisme. Le système que Charles Quint met en place pour endiguer les progrès de l'hérésie et rétablir l'unité religieuse dans les XVII provinces ne manque pourtant pas de fermeté. L'empereur, qui abhorre les idées nouvelles, veut éviter à tout prix que le schéma allemand ne se reproduise dans les Pays-Bas. Comme seul maître du jeu, il peut se permettre d'y échafauder une politique religieuse univoque et cohérente.